

Theoretische Perspektivierungen

2. ›Arbeit‹/›Nicht-Arbeit‹ und Gender

In dieser Studie geht es um Diskursivierungen von ›altem Handwerk‹, Handarbeiten und DIY. Je nach Kontext und Deutung kann ein und dieselbe Tätigkeit als Erwerbsarbeit oder als Freizeitbeschäftigung aufgefasst werden; zuweilen kann sie auch als ›Arbeit‹ und ›Nicht-Arbeit‹ gleichermaßen gelten. Die Untersuchung des Handwerk(en)sdiskurses erfordert es also herauszustellen, dass es sich bei ›Arbeit‹, ›Nicht-Arbeit‹, ›Muße‹, ›Freizeit‹, ›Entgrenzung‹, ›Reproduktionsarbeit‹ und ›Care‹ ebenfalls um diskursiv erzeugte und zeitlich gebundene Konzepte handelt. Zu diesem Befund kommen Vertreter*innen verschiedener Fachrichtungen, plausibel ist er bereits mit dem Verweis auf die Diskurstheorie. Daher wird hier das breite Forschungsfeld zu ›Arbeit‹ lediglich mit Verweis auf einige Schlüsseltexte und deren Erkenntnisse aufgegliedert. Dies ist erforderlich, um die Konzepte und Gegenkonzepte zu ›Arbeit‹ begrifflich einzuführen und aus ihnen Kriterien für die Untersuchung zu entwickeln: Wie lässt sich ›Handwerk(en)‹ als Gegenstand näher bestimmen? Welche Konnotationen und Bedeutungen liefern Hinweise darauf, wo ›Handwerk(en)‹ im Feld von ›Arbeit‹/›Nicht-Arbeit‹ verortet wird? Welche Konzepte sind für die Diskursivierung von ›Handwerk(en)‹ relevant?

Zudem wird unter Rückgriff auf die theoretischen Überlegungen der Genderstudies die dritte Forschungsfrage untersucht, nämlich inwiefern ›Arbeit‹ und Gender im Handwerk(en)sdiskurs ko-konstruiert sind. So lässt sich die diskursive Trennung zwischen ›Arbeit‹ und ›Nicht-Arbeit‹ auch als Trennung zwischen ›männlich‹ und ›weiblich‹ beschreiben. Für den Kontext dieser Untersuchung sind von der soziologischen Geschlechterforschung ausgehende Erkenntnisse zur Herstellung von ›Weiblichkeit‹ in ›Arbeit‹ sowie Perspektiven der Männlichkeitsforschung entscheidend.

2.1. Konzepte und Kriterien

Dass es sich bei ›Arbeit‹ um ein Konzept handelt, das nicht nur in vielen Diskursen behandelt wird, sondern auch politische Systeme, Gesellschaftsbereiche und den Alltag der Menschen prägt, ist unbestritten. Aber was ist unter ›Arbeit‹ zu ver-

stehen und was wird in dieser Studie darunter verstanden? Ebenso wenig, wie ›Handwerk(en)‹ als diskursives Phänomen vorab definiert werden kann, geht es hier darum, ›Arbeit‹ als Begriff aus- und festzulegen. Stattdessen wird aufgezeigt, dass es sich bei ›Arbeit‹ um ein Konzept handelt, das erstens diskursiv (re-)produziert wird und zweitens in Abgrenzung zu und im Zusammenspiel mit anderen und ähnlichen Konzepten wie ›Nicht-Arbeit‹, ›Reproduktionsarbeit‹, ›Care-Arbeit‹, ›Selbstsorge‹ ›Muße‹ und ›Freizeit‹ entsteht.

2.1.1. ›Handwerk(en)‹ als ›Herstellen‹: Eingrenzung des Gegenstands mit Hannah Arendt

Zunächst ist zu klären, wie der Gegenstand, also die diskursive Konstruktion von ›Handwerk(en)‹, so bestimmt werden kann, dass eine konzise, aber ergebnisoffene Untersuchung erfolgen kann. Als ein Ausgangspunkt bietet sich Hannah Arendts *Vita activa* (1981) an. Arendt unterscheidet darin – mit Rekurs auf die Antike und in Opposition zu Marx – zwischen Arbeiten, Herstellen und Handeln. Diese Unterscheidung basiert auf der Kategorie ›Zeitdauer‹, die auch im Mediendiskurs eine zentrale Rolle spielt. Dabei misst Arendt den durch ›Arbeit‹ erzeugten Gütern eine geringere Haltbarkeit zu als jenen, die ›hergestellt‹ werden. Zudem konzipiert sie das ›Herstellen‹ als abschließbaren Vorgang, der »zu Ende ist, wenn der Gegenstand die ihm angemessene Gestalt erhalten hat und nun als fertiges Ding der vorhandenen Dingwelt eingefügt werden kann« (Arendt 1981, S. 90). Im Gegensatz dazu werde »das Arbeiten niemals ›fertig‹, sondern dreht sich in unendlicher Wiederholung in den immer wiederkehrenden Kreisen, den der biologische Lebensprozeß ihm vorschreibt« (Arendt 1981, S. 90). Ihre kritische Bezugnahme auf Naturalisierungen und Biologiemetaphern in der Genealogie von ›Arbeit‹ legen nahe, dass Arendts ›Arbeiten‹ mit dem ›Konsumieren‹ verbunden ist und Überschneidungen zum Konzept der Reproduktionsarbeit aufweist (vgl. Arendt 1981, S. 91).

Arendts Ausführungen zum ›Herstellen‹ betonen den Aspekt der Dauerhaftigkeit der hergestellten Objekte und ihre »relative Unabhängigkeit von der Existenz der Menschen, die sie herstellen und in Gebrauch nehmen« (Arendt 1981, S. 125). Obwohl dies durch ihren Bezug auf Heidegger eine argumentative Grundlage für Überhöhungen des ›Handwerk(en)s‹ liefern könnte, sind Arendts Theoretisierungen vor allem von Skepsis geprägt. So hält sie etwa das Konzept des »Stolzes auf eine Leistung« für dubios (Arendt 1981, S. 128) und äußert Verständnis für die Degradierung der Handwerker in der Antike (vgl. S. 143). Im Kontext der ›atomaren Bedrohung‹ und mit Fokus auf die Figur des Homo faber stellt Arendt die zerstörerische und gewalttätige Komponente des ›Herstellens‹ heraus und übt Kritik an der dabei entstehenden »anthropozentrisch geordneten Welt« (Arendt 1981,

S. 142).¹ Diese kritische Position ist sicherlich auch dem argumentativen Aufbau ihrer Schrift geschuldet, in dem das ›Handeln‹ den zivilisatorischen Höhepunkt im Dreischritt aus ›Arbeiten‹, ›Herstellen‹ und ›Handeln‹ bildet. Dies gilt ebenso für die Analogie, die Arendt zwischen dem ›Herstellen‹ von Kunstwerken und Gebrauchsobjekten zieht, wovon sie jedoch das »sinnende Denken« als Grundlage des politischen Handelns ausnimmt (Arendt 1981, S. 156).

Im Rahmen der vorliegenden Studie wird Arendts Differenzierung zwischen ›Herstellen‹ und ›Arbeiten‹ übernommen, um einzugrenzen, was unter ›Handwerk(en)‹ zu verstehen ist. Damit wird eine Reihe von Phänomenen ignoriert, die zwar entsprechend der politisch-ökonomischen Definition, wie sie etwa in Handwerksordnungen zu finden ist, als ›Handwerk‹ bezeichnet werden, jedoch unter ›Arbeiten‹ und nicht unter ›Herstellen‹ fallen. Als ›Arbeiten‹ wird somit die Lebensmittelherstellung, aber auch dienstleistungsähnliche Berufe wie Frisör*in oder der Bereich der Reinigung von Textilien und Gebäuden ausgeklammert. Von dieser Verengung sind jedoch lediglich ein kleiner Teil der ›alten Handwerksberufe‹ betroffen. So wird dadurch beispielsweise das Bierbrauen, das sowohl als ›alter Handwerksberuf‹, zunehmend aber auch als DIY-Aktivität betrieben wird, ausgeschlossen.

Trotz der Nähe von ›Arbeiten‹ zum Konzept der Reproduktionsarbeit ist Arendts Differenzierung auch für den Bereich des handwerklichen Selbermachens und des Handarbeitens hilfreich. So fasst sie zwar ›Haushaltsarbeiten‹ als ›Arbeit‹, grenzt aber ›Abgenutztwerden‹ als Merkmal des ›Herstellens‹ vom ›Verzehrtwerden‹ als Zielbestimmung der durch ›Arbeit‹ erzeugten Güter ab (Arendt 1981, S. 126). Folglich werden die großen Bereiche der heimischen Nahrungsmittelproduktion wie Kochen, Backen, Einmachen etc. nicht beachtet. Stattdessen sind all jene Objekte, die in ›weiblicher‹ Handarbeit oder im handwerklichen Selbermachen entstehen, als ›Gebrauchsgegenstände[]‹ (Arendt 1981, S. 125) dem ›Herstellen‹ zuzuordnen. Auch für die Tatsache, dass privat gefertigte Objekte in Blogs und sozialen Medien sichtbar gemacht werden, sind Arendts Ausführungen hilfreich, obwohl sie sich auf den ›Tauschmarkt‹ beziehen: Sie hält es für ein menschliches Bedürfnis, die ›in Isolierung von anderen‹ hergestellten Objekte zu zeigen und zu tauschen (Arendt 1981, S. 147). In diesem Zusammenhang räumt sie auch dem Bemühen um Wissensvermittlung einen zentralen Stellenwert ein (vgl. Arendt 1981, S. 147). Beide Aspekte spielen eine konstitutive Rolle für den ›DIY-Boom‹ in den 2000er-Jahren.

1 Mit Arendts Kritik am Homo faber setzt sich fünfzig Jahre nach der Erstveröffentlichung der *Vita activa* ihr Schüler Richard Sennett in *The Craftsman* (2009b) auseinander und fordert eine Aufwertung des ›Herstellens‹.

2.1.2. ›Mühsal‹, ›Ruhe‹ und ›Muße‹: Kriterien aus der Begriffsgeschichte

In der zeitgenössischen Arbeitsforschung hat sich durchgesetzt, ›Arbeit‹ in einen Zusammenhang mit ›Nicht-Arbeit‹ zu stellen (vgl. etwa Etzold und Schäfer 2011; Herlyn et al. 2009). So soll verdeutlicht werden, dass Erwerbstätigkeit keine hinreichende Definition von ›Arbeit‹ ist, und zugleich der wachsenden ›Entgrenzung‹ Rechnung getragen werden. Im Rahmen dieser Studie werden ›Arbeit‹ und ›Nicht-Arbeit‹ als Pole eines Spannungsfelds angesehen, innerhalb dessen ›Handwerk(en)‹ verortet wird. Solche Verortungen erfolgen nicht eindeutig, vielmehr ist von Zwischenstadien auszugehen, etwa wenn ein erwerbstätiger Handwerker seine ›Arbeit‹ als ›Leidenschaft‹ bezeichnet oder wenn nach Feierabend ein Schal gestrickt wird, die Fortschritte online im Hobby-Blog dokumentiert werden und damit für einen Wollfabrikanten geworben wird. Daher sind weitere Kriterien notwendig, um Hinweise auf ›Arbeit‹/›Nicht-Arbeit‹ identifizieren zu können. Diese werden hier zunächst mit Hilfe der Begriffsgeschichte von ›Arbeit‹ entwickelt.

Den Blick dafür, dass ›Arbeit‹ in unterschiedlichen historischen Epochen unterschiedliche Bedeutungen und Funktionen einnimmt und daher auch in der Gegenwart nicht als fixes Konstrukt gelten kann, hat Werner Conze (1972) in seinem Aufsatz zu den *Geschichtlichen Grundbegriffen* geöffnet. Von seinen Ausführungen sind zwei Aspekte forschungsleitend für diese Studie. Erstens gilt ›das Handwerk‹ als ›typische Arbeit‹ und scheint unvereinbar mit modernen Konzeptionen von ›Arbeit‹ zu sein. Bei allen wechselnden Semantisierungen, die der Begriff seit der Antike durchläuft, lässt sich festhalten, dass ›das Handwerk‹ durchgängig als ›Arbeit‹ klassifiziert wird. In antiken Schriften wird es deshalb abgewertet, im Christentum als ›ehrbare Arbeit‹ anerkannt (vgl. Conze 1972, S. 156, 159). In mittelalterlichen Arbeitsdiskursen werden ›Arbeit‹ und ›Handwerk‹ synonym gebraucht (vgl. Ehmer 2016, S. 98). Diese Nähe zwischen ›Handwerk‹ und vormodernen Konzeptionen von ›Arbeit‹ erweist sich im Zuge der Erweiterung des Arbeitsbegriffs als problematisch: Da ›Arbeit‹ ab dem 18. Jahrhundert explizit mit Vorstellungen von ›Freiheit‹ und sozialer Mobilität verknüpft wird (vgl. Conze 1972, S. 177), ist ›das Handwerk‹ als Idealtypus eines ständischen und durch das Zunftwesen geregelten ›Berufs‹ zunehmend schwerer in das moderne Begriffsfeld und die darin geäußerten Erwartungen einzugliedern. Zwar wird trotz der nachfolgenden Fokussierung von Fabrik- und Industriearbeit ›das Handwerk‹ weiterhin als ›Arbeit‹ beschrieben, jedoch bleiben die vormodernen Verbindungen zwischen ›Arbeit‹ und ›Handwerk‹ bestehen. Diese Tendenz, ›Handwerk‹ in der Vormoderne zu verorten und als Beispiel für ›typische‹, ›ehrliche‹, geregelte und eher unflexible Erwerbsarbeit zu verwenden, ist daher auch im Deutungsrepertoire der Gegenwart zu vermuten.

Zweitens erfolgt die Konzeption von ›Arbeit‹ im Verhältnis zu den Konzepten ›Mühsal‹, ›Muße‹ und ›Ruhe‹. Conzes Eintrag thematisiert vor allem die unterschiedlichen Kriterien, die zur Definition von ›Arbeit‹ seit der Antike verwendet

werden. Dabei ist die Konnotation von ›Mühsal‹ entscheidend für die Diskursivierung von ›Arbeit‹ bis ins 18. Jahrhundert. ›Arbeit‹ bedeutet ›Mühe‹, aber auch ›Werk‹ (vgl. Conze 1972, S. 154). Auf dieser Doppelbedeutung basiert auch Arendts Unterscheidung zwischen dem mühseligen ›Arbeiten‹ und dem ›Herstellen‹ von ›Werken‹. In der Begriffsgeschichte wird die Überbetonung von ›Mühsal‹ und die Kopplung an ›die Notwendigkeit‹ im modernen Arbeitsbegriff des 17. und 18. Jahrhunderts durch ›Macht‹, ›Freiheit‹ und ›Glück‹ abgelöst (vgl. Conze 1972, S. 168). Für den Fokus dieser Studie werden Verweise auf ›Mühsal‹ untersucht und als mögliche Belege für eine Verortung im Feld der ›Arbeit‹ angesehen.

Zudem sind insbesondere Gegenkonzepte aufschlussreich, die bis ins 18. Jahrhundert für Bestimmungen ex negativo herangezogen werden. Dies sind vor allem ›Ruhe‹ und ›Muße‹. Dabei liefert Conze einen wichtigen Hinweis für die Unterscheidung zwischen ›Ruhe‹ und ›Muße‹: Während erstere als christlich-jüdisches Konzept der Pause als Unterbrechung angelegt ist und folglich von der Wiederaufnahme von ›Arbeit‹ ausgeht (vgl. Conze 1972, S. 160), wird ›Muße‹ als dauerhafte Beschäftigung von Adeligen und Geistlichen verstanden. Dass ›Muße‹ nach wie vor für (und von) sozial privilegierte(n) Gruppen gedacht wird, ist auch Konzeptionalisierung anzu merken, die ›Muße‹ als Instanz ›eines wachen Innehaltens, eines reflektierenden Zu-Sich-Kommens, einer Selbst-Vergewisserung und [...] gesteigerte[n] Möglichkeit der Selbstbestimmung‹ definieren (vgl. Gimmel und Keiling 2016, S. 2). Dabei wird ›Muße‹ als durchaus in ›Arbeit‹ erfahrbares Phänomen konzipiert, sodass deutlich wird, dass dem die moderne Konzeption von ›Arbeit‹ zugrunde gelegt wird, dass also gefordert wird, ›Arbeit‹ müsse »selbst-gestaltbare« Instanzen enthalten (Dobler 2014, S. 67). Zudem wird ›Muße‹ häufig als Voraussetzung für künstlerisches Schaffen angesehen. Jörg Martin Schäfer legt dar, dass zwischen ›Muße‹ und ›Müßiggang‹ unterschieden wird, sodass auch »Nichtarbeit meist in eine gute und eine schlechte, in eine produktive Version und eine unproduktive aufgespalten« werde (vgl. Schäfer 2013, S. 20f.). Trotz der weit verbreiteten Assoziation von ›Muße‹ mit Zweckfreiheit (vgl. Winker 2015, S. 19; Gimmel und Keiling 2016, S. 2) ist vorstellbar, dass ›Handwerk(en)‹ eben wegen jenes Bezugs zu Produktivität (vgl. Dobler 2014, S. 54) als ›Muße‹ konzipiert wird. Dabei ist nicht anzunehmen, dass ›Handwerk(en)‹ mit Zweckfreiheit verknüpft wird, sondern die Zweckausrichtung relativiert wird. Als Kriterien sind zudem Verweise auf eine veränderte Zeitwahrnehmung entscheidend, insofern ›Muße‹ als Inszenierungen von »Lebensformen einer Freiheit, die in der Zeit nicht der Herrschaft der Zeit unterliegt« bzw. als »freie[s] Verweilen in der Zeit« beschrieben wird (Hasebrink und Riedl 2014, S. 3).

Dies gilt vor allem für die Bereiche des handwerklichen Selbermachens und des Handarbeitens, die sich im Laufe der Nachkriegszeit als Freizeitaktivitäten etablieren. ›Freizeit‹ und ›Hobby‹ sind also ebenfalls Konzepte, die für die Diskursivierung von ›Handwerk(en)‹ ausschlaggebend sind. Der Widerspruch, dass beim Ende der

1950er-Jahre entstehenden Heimwerken in der erwerbsfreien Zeit »Konsumgüter« hergestellt werden, hat Mario Schulze dazu bewogen, es als »FreiZeitArbeit« zu bezeichnen (Schulze 2012, S. 37). Weil beim häuslichen Selbermachen zunehmend vorgefertigte Produkte weiterverarbeitet werden und Zubehör und Maschinen be- und erworben werden, wird es als erweiterte Konsumpraxis untersucht (vgl. Voges 2017, S. 12-14; Kreis 2020). Dass Konsumtion und Produktion im handwerklichen Selbermachen zusammenfallen, ließe sich auch mit der von Alvin Toffler (1980) skizzierten Vision der Prosumption beschreiben. Tofflers Konzept wird häufig auf die Inhalt erzeugenden Online-Nutzer*innen der Sozialen Medien bezogen (vgl. Hellmann 2009), aber auch auf den Bereich des handwerklichen DIY (vgl. Kreis 2019; Voges 2019). Zwar werden beide Bereiche in dieser Studie untersucht, jedoch ist Prosumption hier kein forschungsleitendes Konzept.

Dies ist damit begründet, dass in Tofflers Vision »Prosumption« als Schlüssel zu einer besseren Gesellschaft angelegt ist und damit Missstände in der Arbeitswelt, der Freizeit und in sozialen Beziehungen behoben werden sollen. Auch wenn seine Skizze einer besseren Zukunft einige Entwicklungen voraussieht, handelt es sich nicht um ein theoretisches Konzept. Implizit basiert die Idee der Prosumption ebenfalls auf der Annahme, dass »Arbeit« und »Nicht-Arbeit« getrennt sind. Dies gilt gleichsam für das Stichwort »Entgrenzung«, das verwendet wird, um das Auflösen der Konturen zwischen »Arbeit« und »Freizeit« analytisch zu fassen. Dies betrifft nicht nur die angeglichenen Zielbestimmungen und die Abnahme zeitlicher und räumlicher Trennungen, sondern vor allem auch die ähnlicher werdenden emotionalen und affektiven Voraussetzungen. So werden Motive für Erwerbsarbeit aus der Sphäre der »Freizeit« generiert, etwa wenn »Leidenschaft« als Kriterium für die Berufswahl und als Anforderung an Bewerber*innen verwendet wird. Die Vorstellung, »Arbeit« – und zwar dezidiert auch handwerkliche Tätigkeiten – aus Vergnügen zu betreiben, wird bereits im 17. Jahrhundert prominent von Gottfried Wilhelm Leibniz geäußert (vgl. Conze 1972, S. 169). Dabei setzt er voraus, dass keine Notwendigkeit zur »Arbeit« besteht (vgl. Leibniz 1671?, zit.n. Conze 1972, S. 169). Dies gilt weiterhin als ein zentrales Definitionsmerkmal für das »Hobby« als »nicht-notwendige Leidenschaft[]« (Wöhrle 2015). Darüber hinaus lässt sich das Wort »Entgrenzung«, das meist zur Kritik an einer Ausweitung von »Arbeit« verwendet wird, als positiv konnotiertes Konzept denken, etwa wenn von vormodernen Zusammenhängen ausgegangen wird, in denen »Arbeit« und »Nicht-Arbeit« noch nicht getrennt waren.

Wie werden diese Überlegungen operationalisiert? Für diese Studie fungieren Semantisierungen von »Mühsal« als Verweise auf das Feld der »Arbeit« – ungeachtet dessen, ob es sich um Erwerbstätigkeit handelt oder nicht. Bezüge auf »Ruhe« und »Muße« verweisen auf das Feld der »Nicht-Arbeit«, auch wenn damit Geld verdient wird oder Arbeitsfähigkeit wiederhergestellt werden soll.

2.1.3. Reproduktionsarbeit, Care-Arbeit und Immaterielle Arbeit

Mit ›Entgrenzung‹ und ›Prosumption‹ wird deutlich, dass das Spannungsverhältnis zwischen ›Arbeit‹ und ›Nicht-Arbeit‹ Gegenstand weiterer theoretischer Überlegungen ist. Drei Theoretisierungen von ›Arbeit‹, die auch ›Nicht-Arbeit‹ miteinbeziehen, werden vorgestellt und auf den Kontext der Studie bezogen: Reproduktionsarbeit, Care-Arbeit und Immaterielle Arbeit. Das Konzept der Reproduktionsarbeit wurde von der feministischen Kritik des Marx'schen *Kapital* entwickelt. Ausgangspunkt ist die Beobachtung, dass im kapitalistischen System (und dessen Analyse durch Marx) mit dem Fokus auf Lohnarbeit der Bereich der reproduktiven, unbezahlten Arbeit vernachlässigt wird, weil er als nicht produktiv gilt. Damit blieben Funktion und Funktionsweise von Reproduktionsarbeit lange nicht nur theoretisch unterbelichtet, sondern auch gesellschaftlich marginalisiert. Feministinnen wie Mariarosa Dalla Costa, Silvia Federici, Barbara Duden und Gisela Bock haben diese Lücke ab den 1970er-Jahren besetzt und auch als folgenreichen Schwachpunkt der Marx'schen Argumentation identifiziert:

Wenn Marx erkannt hätte, dass der Kapitalismus angewiesen ist auf eine ungeheure Menge unbezahlter Hausarbeit, durch die die Arbeiter_innenschaft reproduziert wird, sowie auf die Abwertung dieser reproduktiven Tätigkeiten zwecks Senkung der Arbeitskosten, dann hätte er möglicherweise weniger stark dazu geneigt, die kapitalistische Entwicklung als unvermeidbar und fortschrittlich anzusehen. (Federici 2015, S. 22)

Vor dem Hintergrund post-operaistischer Einflüsse formuliert Federici eine pointierte Kritik an Marx' Konzept der ursprünglichen Akkumulation und den damit einhergehenden Naturalisierungen (und Rassifizierungen) der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung sowie der damit verbundenen Trennung in bezahlte und unbezahlte Arbeit (vgl. Federici 2014). Insofern bildet auch in der feministischen Theoretisierung die Zeit vor und während der Industrialisierung eine Referenzgröße: Innerhalb des gegenderten Hierarchieverhältnisses »der haushaltszentrierten Wirtschaft« seien ›Arbeit‹ und ›Nicht-Arbeit‹ vor allem räumlich, aber auch inhaltlich weniger klar getrennt gewesen (vgl. Hausen 2000, S. 348). Der Verweis auf ›das Patriarchat‹ als Gesellschaftsform der vorkapitalistischen Zeit und ihre Hoffnung, durch die Entlohnung von Reproduktionsarbeit die fortbestehende Ungleichheit aufzuheben, ist zwar bei materialistischen Feminist*innen deutlich (vgl. Dalla Costa 1973, S. 27). Dennoch bildet den Kern ihrer Analyse, dass mit der Industrialisierung Reproduktionsarbeit und ›Weiblichkeit‹ abgewertet werden – sodass hieran auch Verlustnarrative angeschlossen sind, welche die Vorstellung einer häuslichen Selbstversorgung sowohl als ›feministisch‹ als auch als ›anti-kapitalistisch‹ konzipieren (vgl. Matchar 2013).

Für den Kontext dieser Studie ist relevant, dass ein großer Teil des ›weiblichen‹ Handarbeitens meist als unbezahlte Reproduktionsarbeit angesehen wird. Als solche findet sie im Verborgenen statt und gilt als isolierte Tätigkeit (vgl. Bock und Duden 1977, S. 119; Dalla Costa 1973, S. 34). Dennoch ist Hausarbeit – wie die Erwerbsarbeit auch – im 20. Jahrhundert von Rationalisierung, Effizienzsteigerung und Maschinisierung betroffen (vgl. Bock und Duden 1977, S. 155-169). Diese Professionalisierung der Hausarbeit gilt gleichzeitig als Ursache für den Wissensverlust über ›weibliches‹ Handarbeiten, der in den 1990er- und 2000er-Jahren den Ausgangspunkt für eine verstärkte Hinwendung zum Handarbeiten bildet (vgl. Matchar 2013, S. 76). Ebenso werden Phänomene wie Handarbeitsblogs oder Strickobjekte im öffentlichen Raum (Urban Knitting, Strickgraffiti, Yarn Bombing) als Möglichkeiten der Sichtbarmachung ›weiblichen‹ Wissens verstanden (vgl. Eismann und Zobl 2011, S. 194).

Das Feld der Reproduktionsarbeit wird aus Perspektive der Genderstudies, aber auch von Vertreter*innen des materialistischen Feminismus unter dem Oberbegriff ›Care‹ untersucht. Care umfasst neben der ›häuslichen‹ Sphäre auch Sorge- und Pflegeberufe sowie Erziehung (vgl. Winker 2015, S. 17), also jene Erwerbsfelder, die sukzessive aus dem häuslichen Bereich ausgelagert und kapitalisiert wurden. Dass diese Berufe überwiegend schlecht bezahlt sind und häufig von ›Frauen‹ und Migrant*innen ausgeübt werden, gilt dabei als Fortführung der Verknüpfung und Abwertung von ›Weiblichkeit‹ und Reproduktionsarbeit.² Mit Blick auf die Begriffsgeschichte von ›Arbeit‹ weist Care-Arbeit Parallelen auf zum christlichen Konzept des »Dienst[es] an Gott und an den Menschen« (Conze 1972, S. 159). In diesem Zusammenhang wird ›Arbeit‹ nicht aus Eigennutz, sondern für andere betrieben und kann dabei sowohl »Pflicht« als auch »Berufung« sein (Conze 1972, S. 159).

Jedoch ist die Konzeption von Care-Arbeit feministisch perspektiviert. Ziel ist, die Care-Arbeit als gesellschaftlich notwendig herauszustellen sowie angemessen zu gestalten und zu entlohnen. Kern der Argumentation ist, dass alle Menschen auf Care-Arbeit angewiesen sind und deren Organisation daher kein feministisches, sondern ein ethisches Anliegen sei (vgl. Tronto 1987). Insofern wird mit dem Konzept von Care und Care-Arbeit differenzfeministischen Ansätzen widersprochen und stattdessen die Entkopplung von ›Weiblichkeit‹ und ›Fürsorge‹ anvisiert. Zugleich wird die von den Feminist*innen der 1970er-Jahre aufgezeigte gesamtgesellschaftliche Dimension von Care mitgedacht und als Teil der »Logik des kapitalistischen Systems« analysiert (Winker 2015, S. 13).

2 Die globale Verlagerung von Care-Arbeit wurde von Arlie Russell Hochschild 2000 und Rhacel Salazar Parreñas 2007 als »care-chain« problematisiert und bildet den Ansatzpunkt weiterer Studien, die diese These kritisch überprüfen, vgl. dazu etwa Lutz und Palenga-Möllnbeck 2011; Lutz 2018.

Joan Tronto unterscheidet fünf Dimensionen von Care: »caring about«, »caring for«, »care-giving« und »care-receiving« sind intersubjektiv, »caring with« wird auf politisch-institutioneller Ebene angesiedelt (Tronto 2013, S. 22f.). Dabei sind insbesondere die Dimensionen des »caring about« und »caring for« für diese Studie hilfreich: Sich um andere zu sorgen, etwa im Rahmen ökologischer Bedenken, ist als »caring about« ein Äußerungsmodus, der häufig im Handwerk(en)sdiskurs auftritt. Die Dimension des »caring for« betrifft das konkrete sorgende Handeln für andere. Dies ist im Diskurs der Handarbeitsblogger*innen eine wichtige Referenz, etwa wenn Objekte als Geschenke gefertigt werden. Zudem gilt die Dimension des »caring for« auch für den Bereich der Selbstsorge oder Self-Care, der in den meisten Ansätzen ebenfalls als Teil von Care-Arbeit angesehen wird (vgl. Winker 2015, S. 26). Dies umfasst sowohl das eigene (oder an andere ausgelagerte) Pflegen des eigenen Körpers, aber auch mentale und psychische Selbstfürsorge. Dabei wird die reproduktive Funktion bzw. die generelle Funktionalität von Selbstsorge betont (vgl. Winker 2015, S. 19).

Auch Michel Foucault beschäftigt sich in seinen späteren Schriften ausführlich mit Selbstsorge in der antiken Ethik. Dabei zeigt Foucault auf, dass im modernen Rückgriff auf die Antike Praktiken der Selbstsorge durch das Primat der Selbsterkenntnis verdrängt wurden (vgl. Foucault 2004, S. 35-49). Diese Praktiken der Selbstsorge konzipiert Foucault gleichsam als »Selbsttechniken« oder »Technologien des Selbst« (Foucault 1993, S. 24f.). Während Foucault hier eher darauf abzielt, Brüche in der Ausrichtung und Ausgestaltung dieser Selbsttechnologien zu identifizieren, ist sein Konzept grundlegend für zeitgenössische Subjekttheorien. Ulrich Bröckling (2016) perspektiviert Selbsttechniken im Rückgriff auf Foucault stärker in Bezug auf ›Arbeit‹. Zum einen konzipiert er die Subjektwerdung als »Arbeit am Selbst« (Bröckling 2016, S. 41), zum anderen verwendet er als Beispiel Managementliteratur, sodass deutlich wird, dass Subjektwerdung im Kontext von Arbeitsdiskursen erfolgt. Dabei gelten die Anforderungen an Subjekte in der ›New Economy‹ und ›dem Neoliberalismus‹ als besonders umfassend und zugleich als generalisiert (vgl. Bröckling 2016, S. 77f.).

Auch wenn in dieser Studie keine dezidierte Subjektivierungsforschung unternommen wird, sondern lediglich die im Diskurs angebotenen Subjektpositionen analysiert werden, ist davon auszugehen, dass diese mit Forderungen verknüpft werden, die mit einer ›Besserung‹ der Subjekte durch ›Handwerk(en)‹ argumentieren. Versprochen wird sowohl, einen ›besseren‹ Gemütszustand zu erreichen, als auch, eine ›Arbeit‹ zu finden, die den Neigungen der Subjekte entspricht. So wird das ›Handwerk(en)‹ häufig mit Meditation und Entspannung verglichen oder Handwerker*innen werden als ›ruhige‹ Persönlichkeiten vorgestellt. Auch die Bezugnahme auf ›Liebe‹ und ›Leidenschaft‹ ist Teil des Handwerk(en)sdiskurses. Daher sind die Konzepte ›Selbstsorge‹ und ›Selbsttechnologien‹ hilfreich für die Analyse.

Dass Gefühle durch ›Arbeit‹ erzeugt bzw. gebunden werden, betonen Theorien zu affektiver und emotionaler Arbeit. Aus neomarxistischer Perspektive werden unter dem Oberbegriff der ›immateriellen Arbeit‹ auch Bestandteile von Reproduktionsarbeit und Care untersucht. Maurizio Lazzarato (1996) analysiert die Wissens- und Kulturproduktion in ›neoliberalen‹ Arbeitsverhältnissen. Er macht daneben deutlich, dass dazu »activities that are not normally recognized as ›work‹« zählen (Lazzarato 1996, S. 133). Ähnlich wie Bröckling kommt Lazzarato zu dem Schluss, dass das Produkt dieser immateriellen Arbeit das Subjekt ist (Lazzarato 1996, S. 140). Während diese Komponente für die häufig auftretende Betonung einer subjektiven Neigung und damit begründeten Eignung zum ›Handwerk(en)‹ hilfreich ist, geht die Konzeption von ›immaterieller Arbeit‹ durch Michael Hardt und Antonio Negri (2000) noch stärker auf das Erzeugen von Gefühlen ein. Mit dem Konzept der ›affektiven Arbeit‹ greifen sie auf, was prominent die Soziologin Arlie Russell Hochschild (2012, S. 7) als »emotional labor« beschrieben hat, nämlich, wie in Dienstleistungsberufen Gefühle hergestellt und veräußert werden.

Beides spielt im Handwerk(en)sdiskurs eine Rolle: Dass sich im handwerklichen Selbermachen positive Gefühle einstellen, wird ebenso häufig angemerkt wie das ›Glück‹, dass beim Herstellen und Erwerben eines handwerklich gefertigten Objekts hervorgerufen werde. Obwohl dies nicht die Hauptfunktion von ›Handwerk(en)‹ ist, werden die affektiven Bezüge zu ›Handwerk(en)‹ genau untersucht. Darüber hinaus ließe sich das Fertigen von Geschenken oder das ›meditative‹ ›Handwerk(en)‹ auch als affektive bzw. emotionale Arbeit bezeichnen. Letzteres wird hier jedoch mit den Konzepten der Care-Arbeit bzw. Self-Care analysiert; zum einen, weil diese im Diskurs selbst verwendet werden. Zum anderen, weil die Theorie zur ›immateriellen Arbeit‹ die Funktion von ›Geschlecht‹ unterbetont (vgl. Federici 2015, S. 34), welche für die Untersuchung der Ko-Konstruktion von ›Arbeit‹/›Nicht-Arbeit‹ eine zentrale Rolle spielt.³

Welche Konzepte und daraus abgeleitete Kriterien für diese Studie forschungsleitend sind, zeigt zusammengefasst folgende Tabelle. Dabei ist zu berücksichtigen, dass die darin vorgenommenen Trennungen zwischen den Konzepten der Übersichtlichkeit dienen sollen und nicht analytisch zu verstehen sind. Vielmehr sind Konzepte, die sich unter ›Arbeit‹ und ›Nicht-Arbeit‹ subsumieren lassen, vielfach miteinander verknüpft und lediglich graduell zu unterscheiden. Zudem liefern die hier aufgeführten Kriterien nur erste mögliche Hinweise für die Untersuchung. Die eigentlichen Kategorien, die das diskursive Phänomen ›Handwerk(en)‹ konstituieren, werden aus dem Primärmaterial entwickelt.

3 Für ein Beispiel, wie DIY als immaterielle Arbeit theoretisiert wird, vgl. Bratich 2010.

Tabelle 1: Konzepte und Kriterien für ›Handwerk(en)‹

Konzepte			Kriterien
›Ar- beit‹/ ›Nicht- Arbeit‹	Erwerbsarbeit	traditionelle Arbeit	›Mühsal‹
		moderne Arbeit	›Freiheit‹, ›Glück‹
	Care-Arbeit	Reproduktionsarbeit	Affekte
		Selbstsorge/Selbsttechno- logie	›Ruhe‹/Affekte
	Muße	Hobby/Kunst/›Muße in Arbeit‹	relativierte Zweckausrichtung, veränderte Zeitwahrnehmung
	Freizeit	Hobby/(Pro)sumption	Affekte, Nicht-Notwendigkeit

2.2. Die Ko-Konstruktion von ›Arbeit‹/›Nicht-Arbeit‹ und Gender

Die zentralen theoretischen Konzepte, die in dieser Studie aufgegriffen werden, weisen bereits darauf hin, dass die diskursive Konstruktion von ›Arbeit‹ und ›Nicht-Arbeit‹ viel mit Vorstellungen von Geschlechterrollen zu tun hat. Dementsprechend sind, wie ›Arbeit‹ und ›Nicht-Arbeit‹, auch ›weiblich‹ und ›männlich‹ keinesfalls klar trennbare Phänomene, obwohl sie als solche reproduziert werden. Hier wird davon ausgegangen, dass im Handwerk(en)sdiskurs ›Arbeit‹/›Nicht-Arbeit‹ und Gender ko-konstruiert werden, dass also über geschlechtliche Zuschreibungen ›Arbeit‹ oder ›Nicht-Arbeit‹ erzeugt wird und umgekehrt. Grundlage für diese Annahme ist, dass ›Geschlecht‹ performativ – und diskursiv – erzeugt wird (vgl. Butler 1990). Dabei nimmt ›Arbeit‹/›Nicht-Arbeit‹ als zentrale gesellschaftliche Bezugsgröße eine entscheidende Funktion ein; zudem wird die Herstellung von ›Geschlecht‹ selbst als ›Arbeit‹ angesehen (vgl. Lorenz und Kuster 2007, S. 153). Dies lässt sich aus zwei Perspektiven herleiten.

Erstens mit Blick auf die historische Trennung zwischen Erwerbsarbeit und Hausarbeit, die zugleich, vor allem im Normen erzeugenden Konstrukt des Bürgertums, eine Trennung zwischen Geschlechtersphären darstellt (vgl. Bock und Duden 1977, S. 150-152). Dadurch werden die Hierarchisierungen von Tätigkeiten innerhalb der segregierten Sphären zunächst nivelliert: Ebenso wie das unsichtbare Leisten von ›schmutziger‹ Hausarbeit und das Anfertigen von ›feinen Nadelarbeiten‹ im Privaten als konstitutive Elemente von ›Weiblichkeit‹ (und ›Nicht-Arbeit‹) angesehen werden, gehört es bis in die 1950er-Jahre zur Konzeption von ›Männlichkeit‹, dass ›der Mann‹ durch seine außerhäusliche Erwerbsarbeit die Familie ernährt – gleichgültig in welchem Berufsbereich (vgl. Parker 2010, S. 2; Hausen 2000, S. 349). Dennoch ist zu berücksichtigen, dass innerhalb der getrennten Bereiche Hierarchien bestehen bleiben, die jedoch weniger in Bezug auf geschlecht-

liche Zugehörigkeit, sondern vielmehr im Hinblick auf soziale Statusgruppen zu verstehen sind. Die Abgrenzung erfolgt also zum jeweils anderen Feld: So war Erwerbsarbeit für weniger privilegierte und nichtweiße ›Frauen‹ eine Realität, die jedoch als Gefährdung ihrer ›Weiblichkeit‹ und als drohender Wissensverlust über Praktiken der häuslichen ›Nicht-Arbeit‹ problematisiert wurde (vgl. Bock und Duden 1977, S. 150-152; Federici 2015, S. 28f.).

Stefan Hirschauer weist mit Rekurs auf Marcel Mauss (1997), Cornelia Koppetsch (1998) und Jean-Claude Kaufmann (1995) darauf hin, dass innerhalb der diskursiv und sozial getrennten Bereiche mit unterschiedlichen Codes operiert wird. Dieser Hinweis ist für diese Studie enorm wichtig. Denn nicht nur die ›schmutzige Nicht-Arbeit‹ des Reinigens, Kochens und Kinderversorgens wird als »Liebesgabe« kodiert (vgl. Hirschauer 2008, S. 27), sondern auch das ›weibliche Handarbeiten‹:

Die Liebesgabe hat einen symbolischen Wert, sie soll wie andere Geschenke Dankbarkeit und Bringschuld erzeugen, auf den Beziehungssinn verpflichten und Bindungen erneuern. Ihre besondere Funktionsweise verlangt nicht nach Äquivalenz, sondern gerade nach Ungleichheit. Ein Geschenk wird entwertet, wenn es sogleich ›in gleicher Münze‹ entgolten wird. (Hirschauer 2008, S. 27)

Dies erzeugt ein Dilemma, nicht nur im Hinblick auf das Äquivalenzprinzip der außerhäuslichen, ›männlichen‹ Sphäre der Erwerbsarbeit, sondern auch auf zeitgenössische Vorstellungen von Partnerschaft, die auf Reziprozität basieren (vgl. Koppetsch 1998, S. 112f.). Für diese Studie stellt sich daher die Frage, welche Rolle diese genealogische Kopplung des ›weiblichen Handarbeitens‹ an die ›Liebesgabe‹ und das Feld der ›Nicht-Arbeit‹ im Mediendiskurs der Gegenwart spielt und welche Funktion ›Weiblichkeit‹ dabei einnimmt.

Die zweite Perspektive geht vom Feld der Erwerbsarbeit aus und der im 20. Jahrhundert zunehmenden »Entdifferenzierung« der geschlechtlichen und arbeitsbezogenen Segregation (Hirschauer 2008, S. 30). Der Eintritt von ›Frauen‹ in den Arbeitsmarkt stellt die dominante Ordnung und das Determinationsverhältnis von ›Männlichkeit‹ und ›Erwerbsarbeit‹ in Frage. Das Ergebnis sind »geschlechtsdifferenzierte Berufe« und Stereotype, zu denen sich arbeitende Subjekte positionieren müssen (Hirschauer 2008, S. 31). Insofern wird die Unterscheidung zwischen den Kategorien ›Mann‹ und ›Frau‹ innerhalb des Feldes der Erwerbsarbeit möglich, wobei jedoch das hierarchisierte Verhältnis zwischen beiden reproduziert und eine inhaltliche »Passung von Frau und Beruf« vorgenommen wird (Hirschauer 2008, S. 33, vgl. auch S. 35). Die Argumentation, dass ›Frauen‹ für ein Berufsfeld (besonders) geeignet seien, erfolgt mit Rückgriff auf Weiblichkeitskonzepte (vgl. Hirschauer 2008, S. 33). Gleichzeitig wird von einer Gefährdung männlicher Geschlechtsidentität durch den Eintritt von ›Frauen‹ in ›typische Männerberufe‹ ausgegangen und längerfristig die sozio-ökonomische Abwertung dieser Berufe verzeichnet (vgl. Hirschauer 2008, S. 32f.).

In der Männlichkeitsforschung wird die steigende Zahl berufstätiger ›Frauen‹ zusammen mit den gesamtgesellschaftlichen Bestrebungen nach Gleichberechtigung und der Erosion des Normalarbeitsverhältnisses unter dem Stichwort der ›Krise der Männlichkeit‹ untersucht (vgl. Meuser 2010, S. 325). Als zentrale Bezugsgrößen traditionaler Männlichkeiten gelten neben Berufstätigkeit Heteronormativität, Autonomie, körperliche Leistungskraft und Kompetitivität (vgl. Connell 2000, S. 55f., 66-68, 99, 126-129, 206-209). Diese Bezugsgrößen sind historisch unterschiedlich und variieren vor allem auch in Bezug auf soziale Stratifikation und Zuschreibungen ethnischer Zugehörigkeit (vgl. Connell 2000, S. 95), sodass unter ›hegemonialen Männlichkeiten‹ diejenigen Konzepte zu verstehen sind, die zeitweilig besonders integrativ wirken und akzeptiert werden (vgl. Connell 2000, S. 98). Es zeigt sich, dass ›hegemonialen Männlichkeiten‹, die mit traditionaler Männlichkeit verknüpft sind, unter Legitimationsdruck stehen, jedoch weiterhin als Orientierungskonzept fungieren (vgl. Connell 2000, S. 99-102).⁴

So entwickeln ›Männer‹ Strategien, die ihre Betätigung in einem ›Frauenberuf‹ legitimieren und zudem die eigene ›Geschlechtszugehörigkeit‹ (Hirschauer 2008, S. 369) bestätigen bzw. Geschlechtlichkeit ›neutralisier[en]‹ (Heintz et al. 1997, S. 204). Eine mögliche Reaktion auf das Infragestellen traditionaler Männlichkeit wird in der deutschsprachigen Männlichkeitsforschung insbesondere mit Bezug auf die Nachkriegszeit unter dem Stichwort der ›Remaskulinisierung‹ diskutiert (vgl. Poiger 2001; Gotto und Seefried 2016). Bei der Wiederherstellung der durch Verwundung, Niederlage und weibliche Erwerbstätigkeit gefährdeten Maskulinität im westdeutschen Wertegefüge des ›Wirtschaftswunders‹ wird ›männlicher‹ Erwerbsfähigkeit im Alleinernährermodell eine integrative Funktion zugesprochen (vgl. Moeller 2001, S. 422; Poiger 2001, S. 232, 237). Insofern gilt das ›Heimwerken‹ ebenfalls als Inszenierungsmöglichkeit einer zivilen, versorgenden und zugleich dominanten ›Männlichkeit‹ (vgl. Voges 2017, S. 221-264). Im Gegensatz dazu werden populäre ›rebellische‹ Männlichkeitskonfigurationen im Film und in der Jugendkultur als unerwünscht zurückgewiesen bzw. ›entpolitisiert‹, wobei der Verlust traditionaler Männlichkeit als (legitime) Ursache für Aggressivität und Misogynie betrachtet wird (vgl. Poiger 2001, S. 256, 258).

Wie lassen sich diese Überlegungen auf die ›Krise der Männlichkeit‹ in den 1990er-Jahren übertragen? Ist der Verlust traditionaler Männlichkeit ein Thema und welche Strategien zur ›Remaskulinisierung‹ werden im heutigen Diskurs akzeptiert? Welche Rolle spielt dabei die (angenommene) Zugehörigkeit zu sozialen Statusgruppen? Inzwischen wird davon ausgegangen, dass neue, komplexe Modelle von Männlichkeit dominant sind und zugleich Geschlechterrollen insgesamt

4 Raewyn Connells Konzept der ›hegemonialen Männlichkeiten‹ prägt die Männlichkeitsforschung bis heute, ist aber auch punktueller Kritik ausgesetzt, vgl. Dingel 2005, Meuser 2010, S. 328, Böhnisch 2018, S. 73-75.

vielfältiger konzipiert werden. Die sinkenden Chancen auf eine dauerhafte Erwerbskarriere bei ›Männern‹ ändert zunächst nichts an dem Umstand, dass prekäre Beschäftigung ›weiblich‹ konnotiert bleibt, bis sie in den 2000er-Jahren auch als ›männliches‹ ›Abenteuer‹ umgedeutet und aufgewertet wird (vgl. Scholz 2008, S. 112). Als eine neue ›hegemoniale Männlichkeit‹ gelten dagegen die lokalen Ausprägungen einer ›transnational business masculinity‹ (Connell 1998, S. 16), eine Art ›unternehmerisches Selbst‹ in globalisierten Erwerbszusammenhängen (vgl. Lengersdorf und Mokatef 2010, S. 89). Diese setze eine ›fragile Sicherheit‹ voraus, da Bindungen an Nationen, Arbeitgeber oder Familienzusammenhänge aufgegeben und durch permanente subjektive Anpassungsleistungen ersetzt würden (Meuser 2010, S. 332). Diese Anpassungsleistungen beinhalten affektive ›Arbeit‹ und integrieren demnach weiblich kodierte Fähigkeiten (vgl. Connell 2005, S. 84; Meuser 2010, S. 332; Scholz 2009). Zudem werden körperliche Fitness und die Kontrolle über das äußere Erscheinungsbild als Voraussetzungen für den beruflichen Erfolg von ›Männern‹ angesehen (vgl. Lengersdorf und Meuser 2017).

Dagegen werden Attribute traditionaler Maskulinität, wie sexuelle und soziale Aggressivität, als ›toxische Männlichkeit‹ problematisiert, und in Verbindung mit Kritik an der Wachstumsökonomie, Umweltzerstörung und sozialer Ungleichheit werden alternative Modelle vorgeschlagen, wie die *Caring Masculinities* (Scholz und Heilmann 2019). Dass ›Männer‹ nicht nur für sich selbst, sondern auch für andere sorgen sollen, wird als positiver Effekt auf Subjekte und Gesellschaft, aber auch auf ›Männlichkeit‹ herausgestellt. Dabei wird insbesondere die andauernde Wirkmächtigkeit des wechselseitigen Determinationsverhältnisses zwischen ›Männlichkeit‹ und ›Erwerbsarbeit‹ als Hindernis betrachtet: ›Männlichkeit und Mann-Sein sind [...] in verschiedenen Entsprechungen an das ökonomische System gebunden, sodass die soziale Modernisierung von Männlichkeit immer wieder blockiert war und ist‹ (Böhnisch 2018, S. 40). Fortschrittliche und traditionale Konzepte von Männlichkeit werden demzufolge je in unterschiedlichen Lebenszusammenhängen und Diskursen wirksam (vgl. Böhnisch 2018, S. 199).

Insofern bilden die Diagnose von der ›Krise der Männlichkeit‹ und die damit in Zusammenhang gebrachten Pluralisierungen und Strategien einen wichtigen Kontext für diese Studie. Es ist davon auszugehen, dass ›Handwerk(en)‹ auch als ›traditioneller Männerberuf‹ nicht automatisch als eine Form von Remaskulinisierung und Retraditionalisierung angesehen wird. So zeigen bereits Studien zu Männermagazinen der 1990er-Jahre, dass eine Bezugnahme auf klischierte Geschlechterrollen lediglich ironisch gebrochen möglich ist (vgl. Meuser 2001, S. 233). Analog dazu ist also zu vermuten, dass im Handwerk(en)sdiskurs Aspekte traditionaler Männlichkeiten aktiviert werden, dabei jedoch in Verbindung mit gegenläufigen Konzepten gebracht oder mit Distanzierungen versehen werden. Zugleich ist zu berücksichtigen, dass einige Handwerksberufe mit geringem sozialen Prestige einhergehen und wenig materielle Sicherheit bieten (vgl. Scholz 2009, S. 90-92; Lorig

2018), sodass traditionale Maskulinität kompensatorisch eingesetzt werden könnte. Konkret stellt sich die Frage, ob und wie ›Handwerk(en)‹ ›Arbeit‹ und ›Männlichkeit‹ aneinanderkoppelt. ›Handwerk(en)‹ könnte als Möglichkeit in Stellung gebracht werden, einen ›typisch männlichen‹ Beruf bzw. ein ›typisch männliches‹ Hobby auszuüben und zugleich Familienarbeit zu leisten oder für eine umweltbewusste, naturnahe Lebensweise einzutreten. Dabei bietet ›Handwerk(en)‹ ein Gegenmodell zur ultraflexiblen Subjektkonstruktion der ›transnational business masculinity‹, etwa indem Handwerksbetriebe als örtlich gebundene und autonom gesteuerte Arbeitszusammenhänge dargestellt werden. Daher wird hier insbesondere darauf geachtet, wie ›männliche‹ Körper und Autonomie als mögliche Bezugsgrößen traditionaler Männlichkeit thematisiert werden und welche Abgrenzungen gegenüber anderen ›Männlichkeiten‹ und zu ›Weiblichkeit‹ vorgenommen werden.

Aus diesen Perspektivierungen ergeben sich zusammengefasst zwei Punkte: Erstens werden in der Diskursivierung von ›Handwerk(en)‹ zwangsläufig Geschlechterrollen konstruiert. Dabei ist ›Handwerk(en)‹ als ›typisch männliche‹ Erwerbsarbeit bzw. ›typisch weibliche‹ ›Nicht-Arbeit‹ eine potenzielle Ressource, um geschlechtliche Identität herzustellen. Im Falle von geschlechtlicher Unbestimmtheit oder Transitionen kann ›Geschlecht‹ also auch durch ›Handwerk(en)‹ »erworben« werden (Hirschauer 2008, S. 38). Gleichzeitig gefährdet ›Handwerk(en)‹ den Status konventionalisierter geschlechtlicher Zugehörigkeit. Daher ist zu erwarten, dass strickende ›Männer‹ und ›weibliche‹ Handwerksmeisterinnen problematisiert werden. Dabei ist insbesondere zu berücksichtigen, dass Erwerbsarbeit nach ›männlichen‹ Bezugsgrößen diskursiviert wird, sodass es nicht nur für männlich kodierte Subjekte eine Gefahr darstellen kann, ›typisch weibliche‹ Tätigkeiten öffentlich auszuüben, sondern auch für ›Frauen‹, die beruflich erfolgreich sein wollen (vgl. Parker 2010, S. 213f.). Für den Bereich der ›Nicht-Arbeit‹ im häuslichen Setting gilt außerdem, dass das »Modell männlicher Autonomie« als Folie für die Subjektwerdung von ›Männern‹ und ›Frauen‹ gleichermaßen verwendet wird (Koppetsch 1998, S. 124). Insofern werden weiblich kodierte Tätigkeiten im Haushalt »zum Symbol von Unterlegenheit bzw. zum Gegenstand männlicher Herablassung« (Koppetsch 1998, S. 124). Diese Konstellation ist insbesondere für die Diskursivierung des ›weiblichen‹ Handarbeitens relevant.

Zweitens sind die zunehmende Infragestellung von fixen Geschlechterrollen und die Entdifferenzierung von ›Arbeit‹ und ›Nicht-Arbeit‹ im Untersuchungszeitraum ein Indiz dafür, dass ›Handwerk(en)‹ für kompensatorische Funktionen herangezogen wird. Folglich ist zu erwarten, dass in der Sphäre der ›Nicht-Arbeit‹ ›Handwerk(en)‹ zur diskursiven Herstellung traditioneller Geschlechterrollen genutzt wird – die Frage ist dann, ob dabei die Zuordnung zu ›Arbeit‹/›Nicht-Arbeit‹ gemäß stereotyper Darstellungen erfolgt oder nicht. Also: Wird das ›weibliche Handarbeiten‹ als Liebesdienst und Sorgearbeit perspektiviert oder als mühselige Erwerbsarbeit? Wird das handwerkliche Selbermachen eines ›typischen‹ ›Mannes‹

als ernsthafte ›Arbeit‹ oder als ›Hobby‹ vorgestellt? Diese Fragen sowie die skizzierten Konzepte und Kriterien für die Erforschung von ›Handwerk(en)‹ bilden den Rahmen für den theoretisch-methodischen Ansatz dieser Studie.